

btb

Buch

»Die Asche meiner Mutter ist so gut – sie verdient eine Fortsetzung.« So schrieb die »New York Times« über Frank McCourts Bestseller. Mit »Ein rundherum tolles Land« erfüllte der Autor nicht nur den Wunsch seines Rezensenten, sondern auch die Hoffnungen der Millionen von begeisterten Lesern weltweit. Die Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen beginnt dort, wo der erste Teil endet, auf einem irischen Schiff vor der Skyline von New York, und der Funkoffizier fragt den neunzehnjährigen Frank: »Ist das hier nicht ein rundherum tolles Land?« Eine augenzwinkernde Hommage an das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in der »toll« nicht nur »großartig« bedeutet und die geprägt ist von Frank McCourts unnachahmlicher Mischung aus Traurigkeit und Witz.

Autor

Frank McCourt wurde 1930 in Brooklyn in New York als Kind irischer Einwanderer geboren, wuchs in Limerick in Irland auf und kehrte 1949 nach Amerika zurück. Dreißig Jahre lang hat er Englische Literatur und Sprache an New Yorker High Schools unterrichtet. Danach schrieb er die Erinnerungen an seine irische Kindheit auf, ein Buch, das er sein ganzes Leben lang schreiben wollte. »Die Asche meiner Mutter« wurde weltweit zum Bestseller, und Frank McCourt bekam dafür u.a. den Pulitzerpreis. Frank McCourt lebt mit seiner Frau Ellen in New York City.

Frank McCourt bei btb

Die Asche meiner Mutter. Irische Erinnerungen (72307)

Die Asche meiner Mutter. Irische Erinnerungen/Das Buch zum Film (72596)

Frank McCourt

Ein rundherum tolles Land

Erinnerungen

Deutsch von Rudolf Hermstein

btb

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel »T's. A Memoir« bei Scribner, New York.

Für seine Übersetzung wurde Rudolf Hermstein vom Deutschen Übersetzerfonds e.V. ausgezeichnet.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2008,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1999 Frank McCourt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999 Luchterhand

Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum

Satz: IBV Satz- und Datentechnik, Berlin

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

CP · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73781-9

www.btb-verlag.de

*Für meine Tochter Maggie,
weil sie so warmherzig
und offen ist,
und für meine Frau Ellen,
weil sie ihr Leben mit dem
meinen vereint hat.*

PROLOG

Da hast du ja jetzt deinen Traum.

Das hat, als wir Kinder in Irland waren, meine Mutter immer gesagt, wenn einer unserer Träume wahr wurde. Einer, den ich immer wieder hatte, war der, in dem ich auf einem Schiff in den New Yorker Hafen einfuhr und ehrfürchtig die riesigen Wolkenkratzer bestaunte. Ich erzählte es jedesmal meinen Brüdern, und dann beneideten sie mich um meine Nacht in Amerika, bis sie anfangen zu behaupten, sie hätten diesen Traum ebenfalls gehabt. Sie wußten, daß sie sich damit interessant machen konnten, obwohl ich mit ihnen stritt, ihnen vorhielt, ich sei der Ältteste, es sei mein Traum, und sie sollten gefälligst draußen bleiben, sonst könnten sie was erleben. Sie meinten ich hätte kein Recht, diesen Traum für mich allein zu beanspruchen, in der Weite der Nacht kann jeder von Amerika träumen, und ich könnte sowieso nichts dagegen tun. Ich sagte ihnen, ich kann euch sehr wohl daran hindern. Ich halte euch die ganze Nacht wach, dann habt ihr überhaupt keine Träume mehr. Michael war erst sechs und mußte lachen bei der Vorstellung, wie ich von einem zum anderen ging, um ihre Träume von den Wolkenkratzern in New York zu verhindern. Malachy meinte, gegen seine Träume kann ich nichts ausrichten, weil er in Brooklyn geboren ist und jederzeit von Amerika träumen kann, die ganze Nacht oder auch noch tief in den Tag hinein. Ich wandte mich an meine Mutter, das ist gemein, daß sich meine Brüder alle in meine Träume drängen,

aber sie sagte, *arrah*, um der Liebe Christi willen, trink deinen Tee und geh zur Schule, mußt du uns ständig mit deinen Träumen triezen? Mein Bruder Alphie, der erst zwei war und jeden Tag neue Wörter lernte, schlug mit einem Löffel auf den Tisch und krähte, Täume tiezen, Täume tiezen, bis alle lachten, und da wußte ich, daß ich ihn jederzeit an meinen Träumen beteiligen konnte, also warum nicht auch Michael, warum nicht Malachy?

Als die Irish Oak im Oktober 1949 von Cork aus in See ging, dachten wir, in einer Woche wären wir in New York. Statt dessen hieß es nach zwei Tagen auf See, wir fahren nach Montreal in Kanada. Ich sagte dem Ersten Offizier, ich hätte nur vierzig Dollar, und ob mir die Irish Shipping die Eisenbahnfahrt von Montreal nach New York bezahlt. Er sagte, nein, dafür kann die Gesellschaft nichts. Er sagte, Frachter sind die Huren der Weltmeere, die sind jedem zu Willen. Man könnte auch sagen, ein Frachter ist wie Murphys alter Hund, er geht mit jedem Wanderer ein Stück des Wegs mit.

Zwei Tage später überlegte es sich die Irish Shipping anders, und wir vernahmen die frohe Botschaft, wir laufen New York an, aber wieder zwei Tage später bekam der Kapitän die Order, Albany anzulaufen.

Der Erste Offizier sagte mir, Albany sei eine Stadt weit oben am Hudson River, die Hauptstadt des Staates New York. Er sagte, Albany hätte den ganzen Charme von Limerick, ha, ha, ha, ein schöner Ort zum Sterben, aber keiner, wo man heiraten oder Kinder großziehen möchte. Er war aus Dublin und wußte, daß ich aus Limerick war, und wenn er sich über Limerick lustig machte, wußte ich nie, was ich tun sollte. Am liebsten wäre ich ihm mal richtig über den Mund gefahren, aber ich brauchte bloß in den Spiegel zu schauen, pickliges Gesicht, entzündete Augen und schlechte Zähne, und wußte, daß ich mich mit keinem anlegen konnte, schon gar nicht mit

einem Ersten Offizier in Uniform und mit der Aussicht auf eine rosige Zukunft als Kapitän seines eigenen Schiffes. Dann sagte ich mir immer, kann mir doch egal sein, was irgendwer über Limerick sagt. Mir war es dort nur schlechtgegangen.

Und dann geschah das Seltsame. Ich saß in meinem Liegestuhl in der warmen Oktobersonne, rings um mich der herrliche blaue Atlantik, und versuchte mir New York vorzustellen. Ich sah die Fifth Avenue vor mir, den Central Park oder Greenwich Village, wo alle wie Filmstars aussehen, gesunde Bräune, strahlendweiße Zähne. Aber jedesmal stieß mich Limerick in die Vergangenheit zurück. Anstatt über die Fifth Avenue zu schlendern, mit der Bräune und den Zähnen, war ich auf einmal wieder in den Gassen von Limerick, Frauen standen schwatzend an der Haustür und zogen ihre Tücher enger um die Schultern, Kinder mit marmeladenbrotverschmierten Gesichtern spielten und lachten und riefen nach ihren Müttern. Ich sah Leute Sonntag morgens in der Messe, wo ein Tuscheln durch die Reihen lief, wenn jemand vom Hunger geschwächt in der Bank zusammensank und hinausgetragen werden mußte von den Männern, die hinten in der Kirche standen und zu allen sagten, zurücktreten, zurücktreten, um Christi willen, ihr seht doch, wie sie nach Luft schnappt, und ich wollte auch so ein Mann sein, der den Leuten sagt, sie sollen zurücktreten, denn dann durfte man draußen bleiben, bis die Messe aus war, und man konnte ins Pub gehen, was überhaupt nur der Grund war, warum man mit all den anderen Männern ganz hinten stand. Die Männer, die nicht tranken, knieten immer direkt vorn am Altar, um zu zeigen, was für gute Menschen sie sind und daß sie nichts dagegen hätten, wenn die Pubs bis zum Jüngsten Gericht geschlossen blieben. Sie kannten die Antwortstrophen besser als jeder andere und bekreuzigten sich und standen auf und knieten nieder und seufzten beim Beten, als ob sie den Schmerz unseres Heilands stärker spürten als die übrige Gemeinde. Manche von ihnen hatten dem Trunk vollends abgeschworen,

und das waren die schlimmsten, ständig predigten sie von den Übeln der Trunksucht und schauten auf die anderen herab, die ihr noch verfallen waren, als wüßten nur sie den rechten Weg in den Himmel. Sie taten so, als würde der Herrgott jedem den Rücken kehren, der sich mal ein Bier genehmigte, dabei wußte doch jeder, daß es kaum einen Priester gab, der das Bier oder die, die es tranken, von der Kanzel herab verdamnte. Die Männer mit dem Durst blieben hinten, damit sie sofort zur Tür rauswischen konnten, sobald der Priester sagte, *ite, missa est*, gehet hin in Frieden. Sie blieben hinten, weil sie eine trockene Kehle hatten und zu demütig waren, um da vorn bei den Nüchternen zu sein. Ich stand auch an der Tür, weil ich hören wollte, wie die Männer sich leise über die langsame Messe beklagten. Sie gingen bloß hin, weil es eine Todsünde ist, nicht zur Messe zu gehen, aber man konnte sich fragen, ob es nicht eine schlimmere Sünde ist, mit seinem Nebenmann zu scherzen, wenn der nicht ein bißchen schneller macht, muß ich auf der Stelle jämmerlich verdursten. Wenn Pfarrer White herauskam, um die Predigt zu halten, scharrten sie mit den Füßen und stöhnten über seine Predigten, die langsamsten der Welt, und er verdrehte die Augen himmelwärts und erklärte, wir seien alle verdammt, außer wir änderten unseren Lebenswandel und gäben uns ganz der Jungfrau Maria anheim. Die Männer lachten hinter vorgehaltener Hand, wenn mein Onkel Pa Keating seinen Spruch losließ, ich will mich ja gern der Jungfrau Maria anheimgeben, wenn sie mir ein schönes Glas schaumiges schwarzes Porter bringt. Ich wünschte mir, als Erwachsener in langen Hosen zusammen mit meinem Onkel Pa Keating da hinten bei den Männern mit dem großen Durst zu stehen und hinter vorgehaltener Hand zu lachen.

Ich saß also in dem Liegestuhl und schaute in meinen Kopf hinein, wo ich mich selbst sah, wie ich mit dem Fahrrad in Limerick herum und hinaus aufs Land fuhr, Telegramme zustellen. Ich sah mich frühmorgens über Landstraßen radeln, wo der Nebel aus den Feldern stieg und Kühe mich anmuhten und

Hunde auf mich losgingen, bis ich sie mit Steinwürfen verjagte. Ich hörte kleine Kinder in Bauernhäusern nach der Mutter weinen und Bauern ihre Kühe nach dem Melken mit dem Knüttel wieder auf die Weide treiben.

Und manchmal weinte ich ein bißchen vor mich hin in diesem Liegestuhl, rings um mich den herrlichen Atlantik und vor mir New York, die Stadt meiner Träume, wo ich eine goldene Bräune und blendendweiße Zähne haben würde. Ich fragte mich, was um Himmels willen mit mir nicht stimmte, daß ich jetzt schon Heimweh nach Limerick hatte, der Stadt des grauen Elends, dem Ort, wo ich von meiner Flucht nach New York geträumt hatte. Und dann hörte ich die warnenden Worte meiner Mutter, der Teufel, den man kennt, ist besser als der Teufel, den man nicht kennt.

Ursprünglich sollten wir vierzehn Passagiere sein, aber einer hatte storniert, und so mußten wir mit einer Unglückszahl auslaufen. Am ersten Abend stand der Kapitän beim Abendessen auf und hieß uns willkommen. Er lachte und sagte, er sei nicht abergläubisch wegen der Anzahl der Passagiere, aber da wir schon mal einen Priester an Bord hätten, wäre es doch schön, wenn Hochwürden ein Gebet sprechen könnte, um uns vor jeglichem Übel zu bewahren. Der Priester war ein kleiner Dicker, in Irland geboren, aber schon so lange in seiner Pfarrei in Los Angeles, daß er keine Spur mehr von einem irischen Akzent hatte. Als er aufstand, um das Gebet zu sprechen, und sich bekreuzigte, ließen vier Passagiere ihre Hände im Schoß liegen, und da wußte ich, das sind Protestanten. Meine Mutter sagte immer, Protestanten erkennt man schon von weitem an ihrem reservierten Gehabe. Der Priester bat den Allmächtigen, mit Liebe und Barmherzigkeit auf uns herabzuschauen, und was immer auf diesen stürmischen Gewässern geschehen mag, wir sind bereit, uns ganz seiner unendlichen Güte anzubefehlen. Einer der Protestanten, ein älterer Mann, nahm die Hand seiner Frau. Sie lächelte und schüttelte den Kopf, und er lächelte ebenfalls, wie um zu sagen, sei unbesorgt.

Der Priester saß beim Essen neben mir. Er flüsterte mir zu, die beiden alten Protestanten seien sehr reich, weil sie reinrassige Rennpferde in Kentucky züchten, und wenn ich nur einen Funken Verstand hätte, wäre ich nett zu ihnen, man weiß ja nie.

Ich hätte ihn gern gefragt, wie man es anstellt, nett zu reichen Protestanten zu sein, die Rennpferde züchten, traute mich aber nicht, aus Angst, der Priester könnte mich für einen Dummkopf halten. Ich hörte die Protestanten sagen, die Leute in Irland sind so reizend und ihre Kinder so bezaubernd, daß man kaum merkt, wie arm sie sind. Ich wußte, wenn ich jemals mit den reichen Protestanten sprach, würde ich lächeln und meine kaputten Zähne zeigen müssen, und das wäre das Ende vom Lied gewesen. Sobald ich in Amerika ein bißchen Geld verdient hätte, mußte ich gleich zu einem Zahnarzt, mir mein Lächeln richten lassen. In Illustrierten und in Filmen konnte man ja sehen, wie das Lächeln einem Tür und Tor öffnet und die Mädchen in Scharen anlockt, und ohne so ein Lächeln konnte ich genausogut nach Limerick zurückfahren und auf der Post in einem dunklen Hinterzimmer Briefe sortieren, wo sich keiner darum scheren würde, ob ich überhaupt einen Zahn im Mund hatte.

Vor dem Schlafengehen servierte der Steward im Salon Tee und Kekse. Der Priester sagte, für mich einen doppelten Scotch, lassen Sie den Tee, Michael, der Whisky hilft mir einzuschlafen. Er trank seinen Whisky und flüsterte mir wieder zu, hast du mit den reichen Leuten aus Kentucky gesprochen?

Nein.

Verdammt. Was ist eigentlich los mit dir? Willst du denn nicht im Leben vorankommen?

Doch.

Na also, warum sprichst du dann nicht mit den reichen Leuten aus Kentucky? Vielleicht bist du ihnen ja sympathisch, und sie geben dir Arbeit als Stallbursche oder so, und du könntest dich hocharbeiten, statt nach New York zu gehen,

das ein einziger großer Anlaß zur Sünde ist, ein Pfuhl der Verderbtheit, wo ein Katholik Tag und Nacht darum kämpfen muß, seinen Glauben zu behalten. Also, warum kannst du nicht mit den netten reichen Leuten aus Kentucky reden und was aus dir machen?

Immer wenn er die reichen Leute aus Kentucky aufs Tapet brachte, flüsterte er, und ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Wenn mein Bruder Malachy hier wäre, würde er schnurstracks zu den reichen Leuten hingehen und sie um den Finger wickeln, und sie würden ihn wahrscheinlich adoptieren und ihm ihre Millionen vermachen mitsamt Stallungen, Rennpferden, einem großen Haus und Dienstmädchen, die es sauberhalten. Mein Lebtag habe ich mit keinen reichen Leuten gesprochen, außer um zu sagen, Telegramm, Madam, und dann hat es geheißt, geh ums Haus herum zum Dienstboteneingang, das hier ist die Vordertür, weißt du denn nicht, was sich gehört?

Das wollte ich dem Priester gern sagen, aber mit dem konnte ich auch nicht sprechen. Von Priestern wußte ich nur, daß sie die Messe und alles andere auf lateinisch sagten, daß sie sich meine Sünden auf englisch anhörten und mir auf lateinisch vergaben, im Namen des Herrn, der sowieso allwissend ist. Es muß seltsam sein, wenn man Priester ist und am Morgen aufwacht, im Bett liegt und weiß, daß man die Macht hat, Leuten zu vergeben oder ihnen nicht zu vergeben, je nach Lust und Laune. Wer Latein kann und Sünden vergibt, ist mächtig und unnahbar, weil er die dunklen Geheimnisse der Welt kennt. Mit einem Priester zu sprechen ist, wie mit Gott selbst zu sprechen, und sagt man was Falsches, ist man verdammt.

Es war keine Menschenseele an Bord, die mir hätte sagen können, wie man mit reichen Protestanten oder fordernden Priestern spricht. Mein angeheirateter Onkel Pa Keating hätte es mir sagen können, aber der war daheim in Limerick, wo er sich keinen Fiedlerfurz um irgendwas scherte. Ich wußte, wenn er hier wäre, hätte er sich rundweg geweigert, mit den

reichen Leuten zu reden, und dann hätte er dem Priester gesagt, er kann ihn mal an seinem königlich-irischen Arsch lecken. So wäre ich auch gern gewesen, aber da war gar nicht dran zu denken, so kaputt wie meine Augen und meine Zähne waren.

In der Schiffsbibliothek gab es ein Buch, Schuld und Sühne, und ich dachte, das könnte eine spannende Kriminalgeschichte sein, obwohl es von verwirrenden russischen Namen wimmelte. Ich versuchte, es in einem Liegestuhl zu lesen, aber ich fühlte mich komisch bei der Geschichte, einer Geschichte von einem russischen Studenten, Raskolnikow, der eine alte Frau umbringt, eine Geldverleiherin, und dann redet er sich ein, er hat ein Recht auf das Geld, weil sie nutzlos für die Welt ist und er von ihrem Geld an der Universität studieren kann, um Anwalt zu werden und überall Männer seines Schlags zu verteidigen, die alte Frauen wegen ihres Geldes umbringen. Ich fühlte mich komisch wegen der Zeit in Limerick, als ich mir ein bißchen was damit verdiente, daß ich Drohbriefe für eine alte Geldverleiherin schrieb, Mrs. Finucane, und als sie in ihrem Sessel starb, hatte ich mir etwas von ihrem Geld genommen, um meine Überfahrt nach Amerika bezahlen zu können. Gut, ich hatte Mrs. Finucane nicht umgebracht, aber ich hatte ihr Geld gestohlen, und damit war ich fast so schlecht wie Raskolnikow, und wäre ich in diesem Augenblick gestorben, er wäre der erste gewesen, dem ich in der Hölle begegnet wäre. Ich könnte es dem Priester beichten und meine Seele retten, aber obwohl er die Sünden angeblich in dem Moment vergißt, wo er die Absolution erteilt, hätte er Macht über mich und würde mir komische Blicke zuwerfen und mir sagen, ich soll hingehen und mich bei den reichen Protestanten aus Kentucky einschmeicheln.

Ich schief über dem Buch ein, und ein Matrose, ein Decksmann, weckte mich plötzlich auf und sagte, Ihr Buch wird naß in dem Regen, Sir.

Sir. Hier saß ich, ein Junge aus einer Gasse in Limerick,

und da steht ein Mann mit grauem Haar und sagt Sir zur mir, obwohl er eigentlich kein Wort mit mir sprechen dürfte wegen der Vorschriften. Der Erste Offizier sagte mir, ein einfacher Matrose darf niemals mit Passagieren sprechen, außer er wünscht ihnen einen guten Tag oder eine gute Nacht. Er erzählte mir, der Matrose mit den grauen Haaren war früher mal Offizier auf der Queen Elizabeth, wurde aber entlassen, weil man ihn mit einer Erste-Klasse-Passagierin in ihrer Kabine erwischte, und was die beiden da machten, sei beichtwürdig gewesen. Der Mann hieß Owen, und das Besondere an ihm war, daß er seine ganze Zeit unter Deck mit Lesen verbrachte, und wenn das Schiff anlegte, nahm er ein Buch mit an Land und las in einem Café, während die anderen von der Besatzung sich sinnlos betranken und in Taxis zum Schiff zurückgekartt werden mußten. Unser Kapitän hatte solche Achtung vor ihm, daß er ihn manchmal in seine Kabine einlud, und da tranken sie dann Tee und sprachen von der Zeit, als sie zusammen auf einem englischen Zerstörer gedient hatten, der torpediert wurde, worauf die beiden sich an ein Floß im Atlantik geklammert und bibbernd von der Zeit geschwärmt hatten, wo sie wieder daheim in Irland vor einem gepflegten Bier und einem Berg Kohl mit Speck sitzen würden.

Owen sprach mich am nächsten Tag an. Er sagte, ich weiß, daß ich gegen die Vorschrift verstoße, aber wenn jemand an Bord Schuld und Sühne liest, muß ich einfach mit ihm reden. Es gibt zwar auch unter der Besatzung Leseratten, aber die kommen nie über Edgar Wallace oder Zane Gray hinaus, und ich würde alles dafür geben, über Dostojewski plaudern zu können. Er wollte wissen, ob ich Die Dämonen oder Die Brüder Karamasow gelesen hätte, und schaute traurig drein, als ich sagte, ich hätte nie davon gehört. Er sagte, sobald ich in New York bin, soll ich auf der Stelle in eine Buchhandlung gehen und mir Dostojewskis Bücher besorgen, dann würde ich nie wieder einsam sein. Er sagte, egal, welches Buch von Dostojewski du liest, er gibt dir immer etwas, woran du zu kau-

en hast, besser kann man sein Geld gar nicht anlegen. Das sagte Owen, aber ich hatte keinen blassen Schimmer, was er damit meinte.

Dann kam der Priester an Deck, und Owen entfernte sich. Der Priester sagte, hast du mit diesem Mann gesprochen? Sag nichts, ich hab's gesehen. Also, ich muß dir sagen, das ist kein Umgang für dich. Das siehst du doch ein, nicht wahr? Ich weiß alles über ihn. Mit seinen grauen Haaren schrubbt er Decks, in seinem Alter. Es ist schon merkwürdig, daß du mit einem Decksmann ohne jede Moral reden kannst, aber wenn ich dich bitte, mit den reichen Protestanten aus Kentucky zu sprechen, hast du keine Zeit.

Wir haben nur über Dostojewski gesprochen.

Dostojewski, hat man Worte. Der wird dir viel nützen in New York. Du wirst nicht viele Aushilfe-gesucht-Schilder sehen, wo Kenntnisse über Dostojewski verlangt werden. Ich krieg dich nicht dazu, mit den reichen Leuten aus Kentucky zu reden, aber du sitzt stundenlang hier und quasselst mit Matrosen. Halt dich von alten Matrosen fern. Du weißt doch, was das für welche sind. Sprich mit Leuten, die dir was nützen können. Lies Das Leben der Heiligen.

Am New Jerseyer Ufer des Hudson River lagen Hunderte von Schiffen dicht bei dicht am Kai. Owen, der Matrose, sagte, das sind die Liberty-Schiffe, die im Krieg und danach Lebensmittel nach Europa gebracht haben, und es ist traurig, daß man sie jetzt bald in Werften schleppen und abwracken wird. Aber so ist die Welt, sagte er, und ein Schiff hält nicht länger als das Stöhnen einer Hure.

Der Priester fragt mich, ob mich jemand abholt, und als ich sage, nein, niemand, sagt er, ich kann mit ihm im Zug nach New York fahren. Er wird ein Auge auf mich haben. Als das Schiff angelegt hat, fahren wir mit einem Taxi zu der großen Union Station in Albany, und während wir auf den Zug warten, trinken wir Kaffee aus großen dicken Tassen und essen Torte von dicken Tellern. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich Zitronenbaisertorte esse, und ich denke mir, wenn man in Amerika immer so etwas zu essen kriegt, werde ich nie mehr Hunger haben und fein fett werden, wie man in Limerick sagt. Ich werde Dostojewski für die Einsamkeit haben und Torte für den Hunger.

Der Zug ist nicht wie der in Irland, wo man sich ein Abteil mit fünf anderen Leuten teilt. Dieser hat lange Waggons, in denen Dutzende von Menschen sitzen, und er ist so voll, daß manche stehen müssen. Kaum sind wir eingestiegen, stehen Leute auf und bieten dem Priester ihren Platz an. Er sagt, ich danke Ihnen, und zeigt auf den Platz neben sich, und ich denke mir, die Leute, die ihre Plätze geräumt haben, werden nicht erbaut sein, wenn ich mich auf einen davon setze, weil doch jeder sieht, daß ich niemand bin.

Weiter vorne im Waggon singen und lachen welche und rufen nach dem Kirchenschlüssel. Der Priester sagt, das sind Collegestudenten, die übers Wochenende nach Hause fahren, und der Kirchenschlüssel ist der Öffner für die Bierflaschen.

Er sagt, wahrscheinlich sind sie ganz nett, aber sie sollten nicht so viel trinken, und er hofft, ich werde mal nicht so, wenn ich in New York lebe. Er sagt, ich soll mich unter den Schutz der Jungfrau Maria stellen und sie bitten, sich bei ihrem Sohn für mich zu verwenden, damit ich rein und nüchtern bleibe und keinen Schaden nehme. Er wird für mich beten da drüben in Los Angeles und extra für mich eine Messe lesen am achten Dezember, dem Fest der Unbefleckten Empfängnis. Ich würde ihn gern fragen, warum ausgerechnet an diesem Festtag, aber ich lasse es bleiben, weil er sonst womöglich wieder mit den reichen Protestanten aus Kentucky anfängt.

Er redet, aber ich träume davon, wie es wäre, irgendwo in Amerika Student zu sein, an einem College wie die in den Filmen, wo es immer einen weißen Kirchturm ohne Kreuz gibt, damit man weiß, daß es ein protestantischer ist, und die jungen und Mädchen mit dicken Büchern unterm Arm über den Campus schlendern und einander anlächeln mit Zähnen wie Schneeglöckchen.

Als wir an der Grand Central Station ankommen, weiß ich nicht, wohin. Meine Mutter hat gemeint, ich könnte es bei einem alten Freund versuchen, Dan MacAdorey. Der Priester zeigt mir, wie man das Telefon benutzt, aber bei Dan nimmt keiner ab. Tja, sagt der Priester, ich kann dich ja nicht einfach hier an der Grand Central Station stehenlassen. Er sagt dem Taxifahrer, daß wir zum New Yorker Hotel wollen.

Wir tragen unser Gepäck in ein Zimmer, in dem nur ein Bett steht. Der Priester sagt, laß das Gepäck hier. Wir gehen was essen unten im Coffee Shop. Magst du Hamburger?

Ich weiß nicht. Ich hab noch nie einen gegessen.

Er verdreht die Augen und sagt der Kellnerin, sie soll mir einen Hamburger mit Pommes frites bringen und in der Küche Bescheid sagen, daß der Hamburger gut durch sein soll,

weil ich Ire bin und wir alles zerkochen. Was die Iren mit Gemüse anstellen, schreit zum Himmel. Er sagt, wenn man in einem irischen Restaurant errät, um welches Gemüse es sich handelt, wird man Saalkönig. Die Kellnerin lacht und sagt, sie weiß schon. Sie ist Halbirin, mütterlicherseits, und ihre Mutter ist die schlechteste Köchin der Welt. Ihr Mann war Italiener, und der hat wirklich kochen können, aber sie hat ihn im Krieg verloren. *In the war*.

Wah, sagt sie. Sie meint eigentlich *war*, aber wie alle Amerikaner hat sie keine Lust, ein r am Wortende zu sprechen. Sie sagen *cah* statt *car*, und man fragt sich, warum sie die Wörter nicht so aussprechen können, wie Gott sie geschaffen hat. Ich mag Zitronenbaisertorte, aber ich mag's nicht, daß die Amerikaner das r am Wortende weglassen.

Wir essen unsere Hamburger, und der Priester sagt, ich werde die Nacht noch bei ihm bleiben müssen, und morgen sehen wir dann weiter. Ich finde es komisch, mich vor einem Priester auszuziehen, und ich überlege, ob ich mich hinknien und so tun soll, als ob ich bete. Er sagt, wenn ich will, kann ich duschen, und es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich dusche, mit jeder Menge warmem Wasser und Seife, soviel ich will, einem Stück für den Körper und einer Flasche für den Kopf. Als ich fertig bin, trockne ich mich mit dem dicken Handtuch ab, das über dem Badewannenrand liegt, und ziehe meine Unterwäsche wieder an, bevor ich ins Zimmer zurückgehe. Der Priester sitzt mit einem Handtuch um den dicken Bauch auf dem Bett und telefoniert. Er legt auf und starrt mich entgeistert an. Mein Gott, wo hast du denn die langen Unterhosen her?

Aus Roche's Stores in Limerick.

Wenn du diese Dinger aus dem Fenster da hängst, ergeben sich die Leute auf der Straße. Ein guter Rat, zeig dich vor Amerikanern nie in den Dingen. Die denken sonst, du kommst direkt von Ellis Island. Kauf dir Slips. Weißt du, wie Slips aussehen?

Nein.

Kauf dir trotzdem welche. Junge Leute wie du sollten Slips tragen. Du bist jetzt in den USA. Okay, ins Bett mit dir, und das wundert mich, weil er keine Anstalten macht zu beten, und das ist doch das erste, was man von einem Priester erwartet. Er geht ins Bad, aber kaum ist er drin, steckt er den Kopf raus und fragt mich, ob ich mich abgetrocknet habe.

Ja.

Aber dein Handtuch ist ja unbenutzt, womit hast du dich denn abgetrocknet?

Mit dem Handtuch auf dem Badewannenrand.

Was? Das ist kein Handtuch, das ist die Badematte. Da stellt man sich drauf, wenn man aus der Dusche kommt.

Ich sehe mich in einem Spiegel über dem Tischchen, und ich werde rot und frage mich, ob ich dem Priester sagen soll, daß es mir leid tut, oder besser den Mund halte. Woher soll man auch wissen, was man tun soll, wenn man an seinem ersten Abend in New York einen Fehler macht, aber sicher bin ich in kürzester Zeit ein echter Yankee, der alles richtig macht. Ich werde mir meine Hamburger selbst bestellen, mir angewöhnen, Fritten Pommes frites zu nennen, mit den Kellnerinnen scherzen und mich nie wieder mit der Badematte abtrocknen. Eines Tages werde ich *war* und *car* ohne r am Ende aussprechen, aber nicht, falls ich jemals wieder nach Limerick zurückkehre. Sollte ich jemals mit einem amerikanischen Akzent nach Limerick zurückkommen, würden die behaupten, ich will mich nur aufspielen, und mir sagen, ich hätte einen Fettersch wie alle Yankees.

Der Priester kommt aus dem Badezimmer, mit einem Handtuch um die Hüften, und tätschelt sich mit beiden Händen die Wangen, und es riecht wunderbar nach Parfüm. Er sagt, es ist doch nichts so erfrischend wie ein Aftershave und ich kann auch etwas davon nehmen, wenn ich möchte. Es steht im Bad. Ich weiß nicht, was ich sagen oder tun soll. Soll ich sagen, nein, danke, oder soll ich aus dem Bett steigen und wieder bis

ins Badezimmer gehen und mich mit Aftershave einreiben? In Limerick habe ich nie gehört, daß sich jemand nach dem Rasieren irgendwelches Zeug ins Gesicht geschmiert hat, aber in Amerika ist das wohl anders. Ich hätte mir ein Buch besorgen sollen, in dem steht, was man an seinem ersten Abend in New York mit einem Priester in einem Hotel tun soll, wo man sich garantiert auf Schritt und Tritt blamiert. Er sagt, na?, und ich sage, ach, nein, danke. Er sagt, wie du willst, und ich sehe ihm an, daß er ein bißchen verärgert ist, so wie auf dem Schiff, als ich nicht mit den reichen Protestanten aus Kentucky sprechen wollte. Er kann mich jederzeit rauswerfen, und dann stehe ich auf der Straße mit meinem braunen Koffer und habe nichts und niemanden in New York, wo ich hin kann. Das ist mir zu riskant, also sage ich, daß ich doch gern das Aftershave benutzen möchte. Er schüttelt den Kopf und sagt, bedien dich.

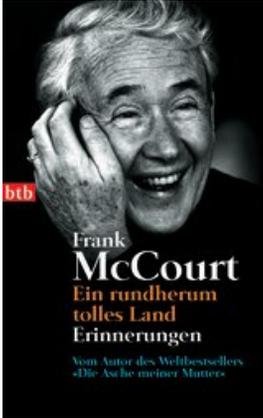
Ich seh mich im Badezimmerspiegel, wie ich mir das Aftershave ins Gesicht reibe, und schüttle den Kopf über mich, denn wenn das so weitergeht in Amerika, dann tut's mir leid, daß ich überhaupt aus Irland weg bin. Es war auch so schon schwer genug, hierher zu kommen, auch ohne irgendwelche Priester, die an einem herumkritteln, weil man es nicht schafft, sich mit reichen Protestanten aus Kentucky anzufreunden, keine Ahnung von Badematten hat, unmögliche Unterwäsche trägt und nicht einsieht, wozu ein Aftershave gut ist.

Der Priester liegt im Bett, und als ich aus dem Bad komme, sagt er, okay, ins Bett. Morgen ist ein langer Tag.

Er hebt die Bettdecke an, um mich reinzulassen, und ich sehe entsetzt, daß er nichts anhat. Er sagt gute Nacht, knipst das Licht aus und fängt zu schnarchen an, ohne auch nur ein Ave-Maria oder ein Gebet zu sprechen. Ich dachte immer, Priester verbringen Stunden auf den Knien vor dem Schlafengehen, aber dieser Mann ist wohl in einem besonders hohen Stand der Gnade und hat überhaupt keine Angst vor dem Sterben. Ich frage mich, ob alle Priester sich nackt ins Bett le-

gen. Man schläft nicht leicht ein, wenn neben einem ein nackter Priester schnarcht. Dann frage ich mich, ob der Papst auch in diesem Zustand ins Bett geht oder ob er sich von einer Nonne einen Pyjama in den päpstlichen Farben und mit dem päpstlichen Wappen bringen läßt. Ich frage mich, wie er aus diesem langen weißen Gewand kommt, das er trägt, ob er es über den Kopf zieht oder es auf den Boden fallen läßt und heraussteigt. Ein alter Papst wäre niemals imstande, es sich über den Kopf zu ziehen, und müßte wahrscheinlich einen vorbeikommenden Kardinal bitten, ihm zur Hand zu gehen, außer der Kardinal wäre selbst schon zu alt, und dann müßte der eine Nonne rufen, außer der Papst hätte unter dem weißen Gewand nichts an, was der Kardinal natürlich wüßte, weil es auf der ganzen Welt keinen Kardinal gibt, der nicht weiß, was der Papst anhat, weil sie nämlich alle selbst Papst werden wollen und es kaum erwarten können, daß der jetzige stirbt. Wenn eine Nonne hereingerufen wird, muß sie das weiße Gewand wegbringen, damit es gewaschen wird, drunten in den dampfigen Tiefen der vatikanischen Waschküchen, von anderen Nonnen und Novizinnen, die Kirchenlieder singen und den Herrn preisen für die Gnade, alle Kleider des Papstes und des Kardinalskollegiums waschen zu dürfen, bis auf die Leibwäsche, die in einem anderen Raum von alten Nonnen gewaschen wird, die blind sind und nicht in Versuchung geraten, sündige Gedanken zu denken wegen dem, was sie in der Hand haben, und was ich in der Hand habe, sollte man nicht in der Hand haben in Gegenwart eines Priesters im Bett, und einmal im Leben widerstehe ich der Sünde und drehe mich auf die Seite und schlafe ein.

Am nächsten Tag findet der Priester in der Zeitung ein möbliertes Zimmer für sechs Dollar die Woche und will wissen, ob ich mir das leisten kann, bis ich Arbeit finde. Wir fahren in die East 68th Street, und die Vermieterin, Mrs. Austin, geht



Frank McCourt

Ein rundherum tolles Land

Erinnerungen

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73781-9

btb

Erscheinungstermin: März 2008

„Die Asche meiner Mutter‘ ist so gut – sie verdient eine Fortsetzung.“ So schrieb die „New York Times“ über Frank McCourts Bestseller. Mit „Ein rundherum tolles Land“ erfüllte der Autor nicht nur den Wunsch seines Rezensenten, sondern auch die Hoffnungen der Millionen von begeisterten Lesern weltweit. Die Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen beginnt dort, wo der erste Teil endet, auf einem irischen Schiff vor der Skyline von New York, und der Funkoffizier fragt den neunzehnjährigen Frank: „Ist das hier nicht ein rundherum tolles Land?“ Eine augenzwinkernde Hommage an das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in der „toll“ nicht nur „großartig“ bedeutet und die geprägt ist von Frank McCourts unnachahmlicher Mischung aus Traurigkeit und Witz.